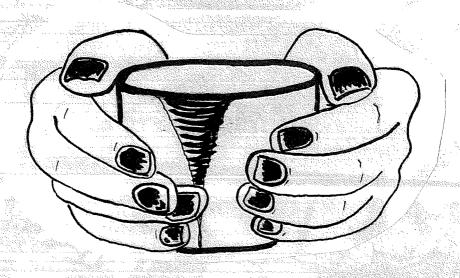
QUEER & SÜCHTIG



einblicke von queeren & trans menschen über das leben mit sucht_erfahrungen vor ca 1,5 jahren veröffentlichte ich das compilation-zine Queer & Nüchtern. das war mein erster versuch stimmen von queeren und_oder trans menschen zu dem thema sucht und nüchternheit zu sammeln und diese auf deutsch in einem zugänglichen format herauszubringen.

ich bin sehr überrascht und dankbar wie viele menschen das zine gelesen haben und wie viele inspirierende, weiterbringende, kritische, zum denken anregende und liebe rückmeldungen ich darüber habe empfangen dürfen.

vor allem hat mich der prozess des zinezusammenstellens, des verbreitens und der
gespräche darüber angeregt mich weiter mit vor
allem dem thema sucht zu beschäftigen.
es beschäftigt mich auf persönlicher ebene als
mensch mit suchterfahrungen und einer
suchtpersönlichkeit sowieso, aber duch diese
anknüpfungspunkte schaffen habe ich einen viel
weiteren blick darauf gewonnen.

leider hatte es sich beim Queer & Nüchtern-zine so ergeben dass fast alle beiträge von menschen waren die schon immer nüchtern leben bzw. kaum suchterfahrungen beschrieben worden.

schon kurz nach der veröffentlichung wusste ich dass ich unbedingt noch ein weiteres zine zu dem thema sucht herausbringen möchte.

es gibt unzählig viele sucht-erfahrungen und sucht-mittel und so viele queere und_oder trans menschen sind schon mal in irgendeiner form damit in berührung gekommen, durch eigene erfahrungen, durch freund_innen, parnter_innen, familie..

in diesem zine kommen selbst suchterfahrene menschen zu wort. die definition von "sucht" ist gewollt sehr offen gelassen, da die jeweiligen erfahrungen genauso unterschiedlich sein können wie die menschen selbst.
und doch findet sich irgendwie meistens ein gemeinsamer nenner.

ich finde das kommt gut durch die verschiedenen erfahrungsberichte in diesem zine hervor.

ich freue mich sehr euch die sehr bewegenden und authentischen beiträge in diesem zine präsentieren zu dürfen. tausend dank an die autor_innen und künstler_innen die bei diesem projekt zu diesem schweren thema mitmachen wollten, ohne euch wäre dieses projekt nicht möglich gewesen.

auch bin ich gespannt auf eure meinungen, gefühle und gedanken zu diesem zine und dem hier behandelten themen. über die email-adresse queertrashdistro@gmail.com könnt ihr mir diese gerne mitteilen.

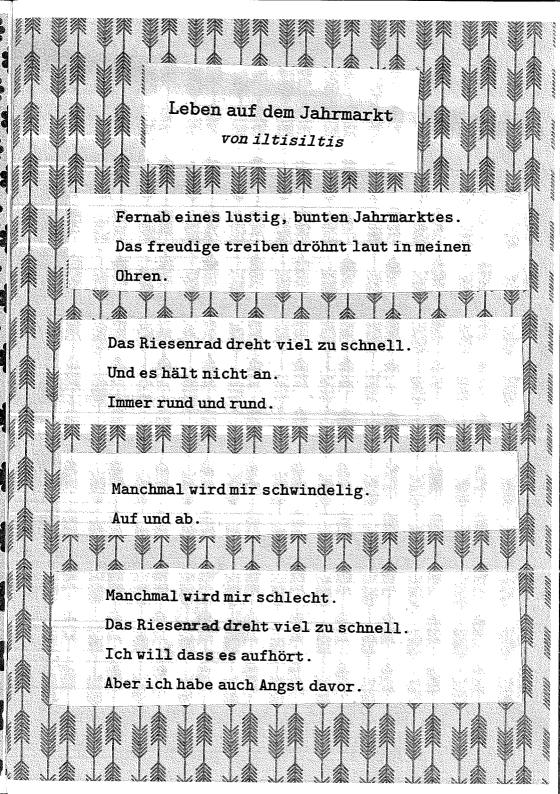
passt auf euch & einander auf!

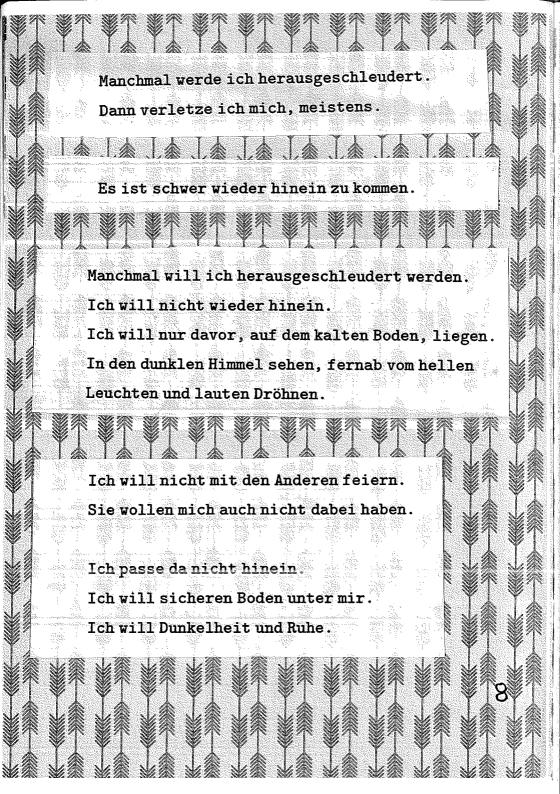
simo

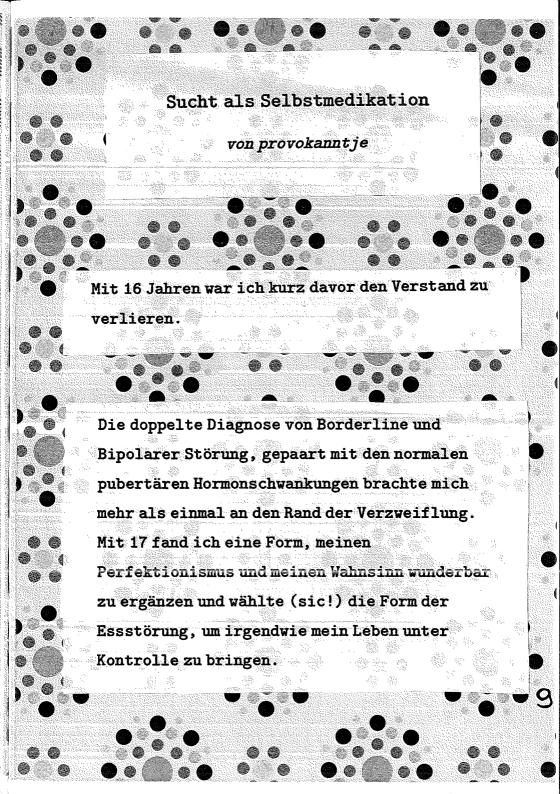
mai 2018

inhaltsverzeichnis mit stichwörtern (CN = content notes) zu möglich triggernden oder schmerzhaften themen Leben auf dem Jahrmarkt von iltisiltis CN: angst, übelkeit, schmerz Sucht als Selbstmedikation von provokanntje CN: psychische krankheiten, selbstzerstörung, essstörung, kiffen print in the state of the state Unterwegs mit Emma von Noël CN: angst, party, MDMA/amphetamine, alkohol, flirten

Drogen[sucht]?! - Pathologisierungen im Kontext von trans* und Drogen von Ivo CN: drogenkonsum, illegalisierung von drogen, pathologisierung, psychiatrie, (systematische) diskriminierung THE WEST WEST fish & chips: a fine romance von angelina kartsaki CN: essen Sucht? von j.k. CN: kiffen, gruppenzwang, drogenkultur, mackertum, alkohol, depression, angst, rauchen, alkoholnorm, verkatert sein jeden verdammten tag von simo CN: schmerzen, sehnsucht







Kontrolle ist ein Reizwort bei Essstörungen, denn es geht immer noch um Kontrolle, auch wenn die Betroffenen bereits seit langem eben jene verloren haben. Nicht von ungefähr sind die umgangssprachlichen Bezeichnungen hierfür MagerSUCHT und Ess-Brech-SUCHT.

Wer an einer Essstörung leidet, begibt sich auf einen Trip, der sich irgendwo zwischen Speed und LSD abspielt und der, bei voranschreitenden Symptomen, psychotische Ausmaße annimmt.
Eine dermaßen verzerrte Realität ist nur schwer wieder zu entzerren.

Was mir letztlich dabei geholfen hat, kann als Selbstmedikation bezeichnet werden - oder als Suchtverlagerung. Denn mit 20 fing ich an zu kiffen, und zwar regelmäßig.

Regelmäßig heißt hier: täglich.

Was erstmal eher kontraproduktiv klingt, lässt sich ins produktive aufdröseln:

1. Kiffen beruhigt. Breit zu sein, bedeutet für mich an erster Stelle, nicht von den überschäumenden und unverständlichen Gefühlen, die die Borderline Persönlichkeitsstörung mit sich bringt, überwältigt zu werden. Es bedeutet auch. dass ich breit auf meiner Couch sitze und Serien gucke, anstatt raus zu gehen und die Eskalation zu suchen. Die Entscheidung, mich nicht mehr selber in die größte Scheiße reiten zu wollen, fiel erst lange, nachdem ich mit dem Kiffen angefangen hatte. Ab dem Punkt, an dem ich dazu in der Lage war zu verstehen, wie sich die Anfänge eines Schubs äußern, war die Option. bekifft rumzuhängen und die Gefühle einfach - im wahrsten Sinne des Wortes - auszusitzen, definitiv besser, als alles andere, was ich in solchen Momenten bisher getan hatte.

2. Kiffen mach lethargisch. Klingt erstmal negativ, kann aber auch super sein. Depression? Egal. Der Leidensdruck ist nicht mehr so groß, wenn du breit bist. Das ist oft gefährlich, weil der Kreislauf aus Depression-ertragen-wollen und jeden Tag von morgens bis abends kiffen halt nicht dazu führt, dass es im Leben irgendwo hin geht. Wenn ich merke, dass es problematisch wird, setze ich mir selbst Grenzen: der erste Joint wird dann frühestens um 18 Uhr gebaut und ich muss vorher mindestens einmal das Haus verlassen haben. Selten bin ich in diesen Phasen produktiv, aber glücklicherweise bedeutet Bipolar, dass die Depression irgendwann vorbei geht. Was mich zu dem dritten Punkt bringt.

3. In manischen Phasen hilft Weed beim Einschlafen. Nicht immer und ganz sicher nicht allen. Cannabis ist immernoch eine psychoaktive Substanz und an manchen Tagen ist es für mich besser, nicht zuviel zu kiffen, weil ich sonst einfach überdrehe und gar nicht schlafen kann. Aber in den meisten Fällen ist es durchaus einfacher zur Ruhe zu kommen, wenn die ganzen Gedanken und Ideen, die in meinem manischen Hirn durcheinander wirbeln, etwas betäubt werden.

4. Das letzte Überbleibsel der Essstörung ist die Appetitlosigkeit bei emotionaler
Instabilität. Wenn es mir schlecht geht,
passiert es auch mal, dass ich drei Tage nichts esse, ohne etwas davon mitzukriegen und mit dem Blutzucker sinkt auch die Laune in den Keller.
Wer schonmal gekifft hat, kennt das Phänomen des Fressflashs. Sicher – das Bedürfnis nach Zucker und Fett ist nicht gerade Voraussetzung für eine gesunde und ausgewogene Ernährung. Aber es ist immer noch besser, als gar nichts zu essen.

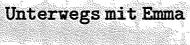
Es lässt sich darüber streiten, ob das eine "gute" oder "gesunde" Alternative ist. Sicher gäbe es eine Menge Leute, die der Ansicht sind, dass ich lieber Psychopharmaka nehmen sollte, aber ganz ehrlich? Wenn ich mir jeden Tag drei bis fünf Pillen klinke, um klar zu kommen, wo ist der Unterschied? Vielleicht bin ich dann nicht süchtig, abhängig allerdings schon.

Wenn ich daran denke, dass die meisten
Medikamente, die geläufig vergeben werden, an
Leuten wie mir in Konzentrationslagern und
später in Irrenanstalten ausgetestet wurden,
wird mir schlecht. Wenn ich daran denke, ein
neueres Medikament zu nehmen, habe ich Angst vor
den langfristigen und noch nicht erforschten
Nebenwirkungen.

Meine Art, mit meiner Neurodiversität

umzugehen, kann sicher nicht auf alle mit
gleichen Diagnosen angewendet werden, weil Weed
immer noch Psychosen hervorrufen kann, die
gefährliche Ausmaße annehmen können. Das will
ich nicht abstreiten und das hier soll auch kein
Text über Cannabis als Allheilmittel sein. Was
ich sagen kann ist, dass es für mich funktioniert
und zwar besser als alles andere, was ich bisher
versucht habe.

Bin ich süchtig? Vielleicht. Aber wer kann sagen, was für selbstzerstörerische Coping-Mechanismen ich mir gesucht hätte, wenn ich nicht angefangen hätte zu kiffen. In sofern ist ein bisschen Antriebslosigkeit mir immer noch lieber, als schon lange tot zu sein.



von Noël

Schwarz-weiß-schwarz-weiß. Ein Raum aus
Beton flackert im Stroboskoplicht. 130
Beats pro Minute. Dunkel-dröhnender Bass.
Menschen schieben sich durch den Raum,
berühren mich, während ich am Rand der
Tanzfläche stehe - ob absichtlich oder aus
Versehen ist nicht auszumachen, denn es ist
voll. Schweiß tropft von oben in mein Bier.
Bier war mein Vorsatz für den heutigen
Abend. Schließlich bin ich mit Menschen
unterwegs, die ich nicht kenne, in einer
Stadt, die mir fremd ist.

Doch leider habe ich diesen Plan ohne meine gute Freundin gemacht – die Angst.

Angst vor den Menschen, die sich durch den Raum schieben und mir zu nah kommen. Angst vor der unbekannten Umgebung. Angst,
anzuecken. Angst, dass die Begleiter*innen
erkennen, dass ich anders bin - wegen meiner
Queerness, meinem Feminismus, meiner
Depression. Ich habe Angst davor, als Freak
abgestempelt zu werden. Und Angst, nicht
liebenswert zu sein.

In der Tasche eine kleine rote Pille, die meine Ängste abschaltet.

schlucken, in einer fremden Stadt, mit
fremden Menschen, in einer stressigen
Umgebung und unter Einfluss von
Antidepressiva? Andererseits: Ist es eine
gute Idee, sich durch diesen Abend zu quälen
mit der Angst im Nacken? Ist die einzige
Option für Menschen mit psychischen
Problemen, nur in gewohnten Umgebungen mit
bekannten Menschen feiern zu gehen?
Bedeutet Depression erdrückende graue

Routine bis ans Ende meines Lebens? Und will ich mir selbst die Autonomie absprechen, mein Leben genauso zu leben, wie ich es möchte?

Eine*r der Begleiter*innen bedeutet mir mit einem Nicken, dass es Zeit ist, vor die Tür zu gehen. Ich folge artig. Wir schieben uns über die Tanzfläche, quetschen uns an Körpern vorbei. Eine Hand an meinem Arsch, als ich mich umdrehe, schaut niemand her.

Ich versuche zu atmen, ich kann nicht atmen, mein Puls schlägt im Takt der Musik, schwarz-weiß-schwarz-weiß.

Dann endlich: Der Ausgang. Die Musik wird leiser.

Was nun passieren wird, kann ich mir denken.

Kaum draußen, hält mein*e Begleiter*in mir ein fleckiges, zerknülltes Plastiktütchen unter die Nase. Es ist voll mit weißen Kristallen. Emma¹, eine alte Bekannte. Sie schießt dich in den Himmel, gibt dir ein wohlig-warmes Gefühl. Doch wenn du nicht aufpasst, drückt sie dich tiefer zurück auf den Boden der Tatsachen, als du dir jemals erträumt hättest. Vor Emma habe ich Respekt, denn in der Vergangenheit war sie nicht immer nett zu mir.

Ich zögere. Kurz blitzen Fragen in meinem
Kopf auf: Will ich das? Brauche ich das?
Kann ich das? Am Ende komme ich zu dem
Schluss, dass es besser ist, die kleine Rote
zu schlucken als einen schlechten Emma-Trip
zu riskieren. "Nee, lass mal", sage ich und
spüle die Hälfte mit meinem Bier herunter.
Mein*e Begleiter*in nickt nur apathisch,
die Finger in der Plastiktüte.

Schon nach einer Zigarettenlänge spüre ich ein leichtes Kribbeln. Es beginnt in den

¹ Emma: Szenename für MDMA, Partydroge aus der Gruppe der Amphetamine

Fingerspitzen und breitet sich langsam in den Handflächen, in den Armen, den Schultern, am ganzen Körper aus. Von drinnen höre ich leise das Dröhnen der Musik.

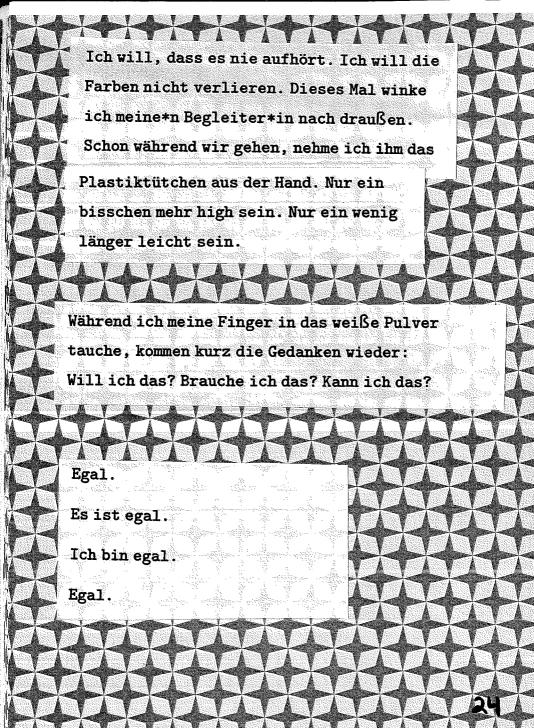
LILLI

Ich kann jetzt nicht stillstehen, muss mich bewegen. "Komm schon, tanzen, jetzt!", sage ich zu meiner*m leicht schwankenden Begleiter*in und zerre ihn*sie mit zurück in den Kellerraum.

Der Bass ist treibender als noch vor einigen Minuten, er zieht mich an unsichtbaren Fäden in die Mitte der Tanzfläche. Meine Hand in der meiner*es Begleiters*in. Ich schleife ihn*sie hinter mir her, presse uns durch Körper, mitten in eine Wolke aus Schweiß und Alkohol. Wir schauen uns an.

"Du bist schön!", schreit er*sie in mein

Ich glaube ihm*ihr. Schließe die Augen. Durch meine Lider zuckt es schwarz-weißschwarz-weiß. Ich bin ganz leicht, ich schwebe über die Tanzfläche, ich sehe die Menschen von oben. "Das ist gut, das ist so gut", schreie ich in sein*ihr Ohr. Wir liegen uns in den Armen, lachen über nichts Bestimmtes und alles auf einmal. Es kann so leicht sein und so schön, das Leben. Ich tanze sie weg, die Angst. Menschen beobachten mich, aber es ist mir egal. Der zuckende Beton-Keller ist rot-blaugrün-gelb.



Drogen[sucht]?! - Pathologisierungen im Kontext von trans* und Drogen

Ein Beitrag von Ivo

Wenn über Drogen gesprochen wird, ist meist nicht nur unklar, welche Form von Drogen eigentlich gemeint sind, auch sind weitere Begriffe und Vorstellungen, wie die von Sucht und Abhängigkeit, häufig undifferenziert damit verbunden. Sucht ist die Gefahr, die andauernd hinter deinem Drogenkonsum lauert. Sucht ist das, wenn der Drogenkonsum schief geht, wenn du die Kontrolle verlierst, oder wenn du vermeintliche Symptome, wie Entzugserscheinungen und Toleranzentwickeln, aufweist. Über Drogen oder über Rausch zu sprechen, das ist fast nicht möglich, ohne das dabei auch Vorstellungen von Sucht eine Rolle spielen.

Seit den 1960er Jahren wurden in Deutschland dem Konsum, Besitz und Handel von Drogen vermehrt mit Kriminalisierung und Abschreckung begegnet: Es wird zwischen legalen und illegalen Drogen unterschieden, wobei alle illegalisierten Drogen als per se gefährlich erscheinen. Nur durch Abstinenz kann dieser Gefahr entkommen werden, sind illegalisierte Drogen doch unberechenbar und führen allzu bald zum Kontrollverlust. Reicht diese Angst nicht aus, um Menschen vom Konsum illegalisierter Drogen abzuhalten, steht ihnen zumindest noch eine juristische Regulierung gegenüber, die sie durch Maßnahmen der Strafverfolgung und Repression versucht vor den Gefahren zu bewahren

Sucht ist aber nicht nur das, was beim

Sprechen über Drogenkonsum als

vermeintliches Allgemeinwissen in

Stereotypen und Klischees mitschwingt,

sondern wird auch durch das Internationale Klassifikationssystem der psychischen Störungen (ICD-10) als eine Krankheit definiert (1). Psychiatrische Diagnosen zu kritisieren ist für viele Queers nichts Neues. Sind die Diskurse um eine feministische Psychiatriekritik zwar durchaus auch ambivalent, werden Queers immer wieder machtvollen psychiatrischen Praxen ausgesetzt. Dadurch, dass trans* im derzeitig gültigem ICD-10 noch als psychische Krankheit verhandelt wird, ist auch der Zugang zu einer trans*spezifischen Gesundheitsversorgung von medizinischen Behandlungsleitlinien bzw. den jeweiligen Mediziner*innen abhängig. Im psychiatrischmedizinischen System sind trans* Personen immer wieder Diskriminierung und Fremdbestimmung ausgesetzt, basieren doch die diagnostischen Kriterien auf binären und normativen Vorstellungen von Geschlecht.

Davon ausgehend, dass trans* Personen mit
der momentanen psychiatrisch-medizinischen
Praxis ihr trans*-Sein unter Beweis stellen
müssen, um als trans* anerkannt zu werden und
daraufhin Zugang zu trans*spezifischer
Gesundheitsversorgung zu erhalten,
erscheinen auch die psychiatrischen
Zuordnungen im Kontext von Drogenkonsum
fatal:

In der letzten Zeit wird sich zunehmend mit
Drogengebrauch in queeren Kontexten
auseinandergesetzt. Verschiedene Studien
zeigen (2), dass trans* Personen
verhältnismäßig häufig (il)legalisierte
Drogen konsumieren. Begründet wird dies
häufig mit der Wirkung auf die Lebens- und
Gesundheitssituation von
Diskriminierungs-, Stigmatisierungs- und
Gewalterfahrungen, denen viele trans*

Personen vermehrt ausgesetzt sind (3).

Verschiedene Drogen können für die
Verarbeitung und Regulierung von Emotionen
konsumiert werden, oder auch die Arbeitsund Sozialfähigkeit steigern. Die
Beweggründe warum Menschen welche Drogen
nehmen sind individuell unterschiedlich und
auch als solche differenziert zu betrachten,
auch wenn strukturelle Begebenheiten ebenso
eine Rolle spielen.

Durch die Illegalisierung von Drogen ist ein selbstbestimmter und risikoarmer Umgang mit Drogenkonsum an vielen Punkten beeinträchtigt, bspw. durch fehlende Informationen zu den Zusammensetzungen einzelner Substanzen. Durch die pathologisierende Fremdbestimmung, der viele trans* Personen in der Gesundheitsversorgung ausgesetzt sind, wird dies noch weiter erschwert.

Bestehende Abwertungen und Pathologisierungen von Drogenkonsument*innen, welche auch die Zuschreibung der Sucht enthalten, führen zu weiterer Fremdbestimmung, Diskriminierung und Abwertung. Abwertungen, die übernommen und internalisiert werden und einen offenen, reflektieren Umgang mit dem eigenen Drogenkonsum verhindern, bspw. durch die Angst, oder Erfahrung, auf Grund des eigenen Drogenkonsums trans*spezifische Gesundheitsversorgung verwehrt zu bekommen, und Ablehnung im Umfeld zu erfahren.

Für einen selbstbestimmten und risikoarmen Drogenkonsum braucht es einen wertfreien Umgang, der Drogenkonsument*innen ernst nimmt und diese nicht als krank markiert. Auch in unseren Communities, trans*peer Groups und queeren Bubbles muss eine kritische Reflexion über abwertende und

pauschalisierende Drogenmythen stattfinden, um für einander da und miteinander solidarisch zu sein.

Fußnoten:

(1) In den Abschnitten F10 bis F19 der Psychischen und Verhaltensstörungen durch psychotrope Substanzen wird Sucht als sog. Abhängigkeitssyndrom durch psychotrope Substanzen konstituiert.

(2) siehe bspw. U.S. Transgender Survey (2015),

Jannik Franzen & Arn Sauer (2010): Benachteiligung

von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben.

(3) Unter dem Stichwort des Minority-StressModells subsumieren sich Erklärungsansätze über die
Wirkungen belastender Faktoren, wie
Diskriminierung und Stigmatisierung, die vor allem
Menschen einer marginalisierten Gruppe betreffen.
Die Wirkungen sind auf verschiedenen Ebenen, wie
Körper, Psyche, Verhalten, Sozialstatus etc. zu
verzeichnen und führen zu einer erhöhten
Anfälligkeit für psychische Belastungen.

fish & chips: a fine romance

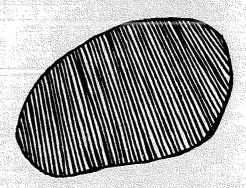
angelina kartsaki

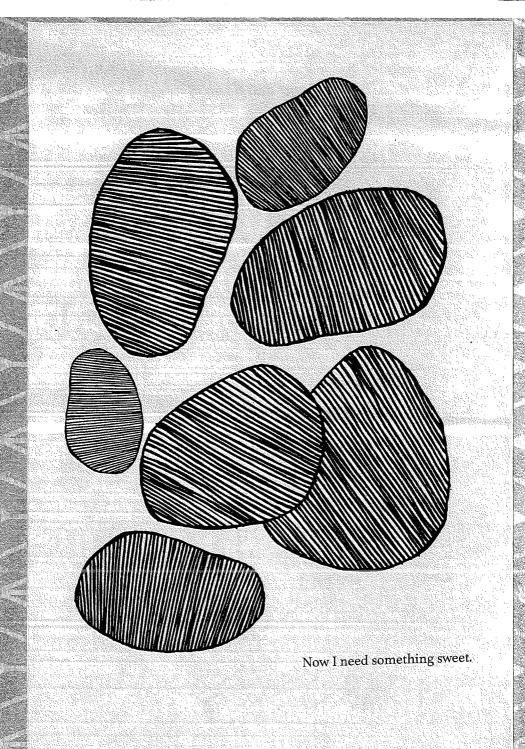
I ate chips today.
I eat chips every day.
I ate chips today.
I eat chips every day.
I ate chips today.
I eat chips today.
I eat chips every day.
I ate chips today.

It felt good.
Then it felt bad.
Then I decided
I'm not eating chips tomorrow.

Then tomorrow came. And tomorrow was today.

I ate chips today.
I eat chips every day.
I ate chips today.
I eat chips today.
I ate chips today.
I eat chips every day.
I eat chips every day.
I ate chips today.
I ate chips today.
I eat chips every day.
I ate chips today.
I ate chips today.
I ate chips today.
I eat chips today.

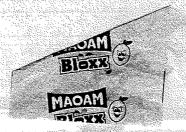






Only one.

Ok another one.



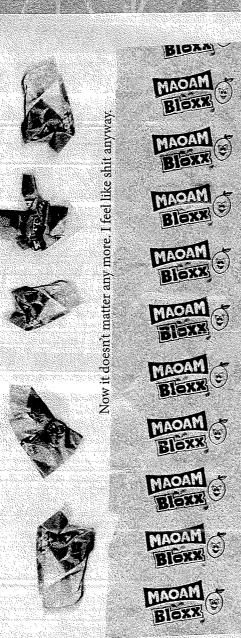


I deserve one more, I had a hard day.

Oops! This was fast!



If I eat another one, I will not eat sugar for the entire day tomorrow.





©angelina-kartsaki.com

Sucht?

von j.k.

Als Teenager_ hatte ich das Gefühl, Gras sei besser für mich als Alkohol. Ich hatte nie das Bedürnis mehr trinken zu müssen als gelegentlich zwei oder drei Getränke.

Meine ersten Erfahrungen mit Gras hatten viel mit Gruppenzwang zu tun. Die Kiffer-Kultur hat auch eine Menge von Stereotypen, die ich negativ finde.

Ich wuchs in einem Mittelschichts-Umfeld auf, wo Kiffen auf eine bestimmte Weise abgestempelt wurde, mit der ich mich nie wirklich wohl gefühlt habe. Im Allgemeinen wird Drogenkonsum (einschließlich des Trinkens von Alkohl) verherrlicht. Die Folge daraus war sich meistens so voll zu dröhnen wie möglich. Dieser Impuls kann nach meiner Erfahrung unterbewusst sein und dazu führen dass das eigenen Verhalten dadurch stark beeinflusst wird.

In der Kiffer-Kultur sind Bongs und andere Rauchvorrichtungen so entworfen, dass sie starke Hits produzieren und_oder mit hoher Dosierung verwendet werden können. Die Kultur ist auch sehr toxisch und mackerig.

Infolgedessen waren meine persönlichen Kifferfahrungen oft durch Überdosieren
gekennzeichnet. Ich kam gar nicht drauf weniger
zu rauchen oder gar Gras dadurch zu sparen. Das
habe ich so oft durchgezogen dass es mich stark
negativ beeinflusst hat.

Ich hatte eh schon Depressionen und Angstzustände, die durch meinen hohen Konsum nur verstärkt wurden.

Trotzdem war ich nie ein aktiver_Kiffer_. Ich kiffte nicht täglich, vielmehr rauchte ich, wenn mir Gras auf Parties angeboten wurde oder ich zufällig an welches durch Freund_innen kam. Kifferfreund_innen ferngehalten und verbrachte hauptsächlich Zeit mit Leuten die kein Weed konsumierten.

Es fühlte sich relativ einfach an nicht zu kiffen, obwohl ich mir manchmal doch einen gelegentlichen Hit erlaubte, wenn mir was angeboten wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits eine Alkoholsucht entwickelt.

Ich habe eine Sucht-Persönlichkeit. Ich war als
Teenager_ein starker_Raucher_und bin diese
"Gewohnheit" auch nie richtig losgeworden,
obwohl ich mich seit etwa zehn Jahren nicht mehr
für nikotinabhängig halte. Mein Alkoholismus
wurde zunächst durch die Verherrlichung von
Alkohol durch meinen Mit-Musiker_innen, später
auch durch meine Kolleg_innen bein der Arbeit
angetrieben. Im Nachhinein erscheint es mir, als
ob jede_r, die_den ich kannte trank und jede
Ausrede genutzt wurde um zu trinken. Bezogen auf
den sozialen Aspekt des Musikmachens war die
Wirkung von Alkohol sehr nützlich für mich, vor
allem in den extremeren Formen der Musik in denen
ich zu der Zeit involviert war.

Ich hielt dies für eine Vorsichtsmaßnahme um nicht süchtig zu werden. Mir kam es aber nie in den Sinn kleinere Dosierungen zu verwenden weil ich die Vorstellung hatte, wenn ich viel Gras konsumiere gelange ich dahin wo ich hin wollte.

Als Musiker_und aufstrebender_Autor_war ich an den Auswirkungen von Gras auf meine Kreativität interessiert, aber normalerweise führten meine Experimente dazu, dass ich nur herumlag und Musik hörte. Ich schaffte es kaum kreativ zu arbeiten während ich bekifft war. Oft war ich gar nicht in der Lage irgendwie produktiv zu sein, weil ich viel zu stoned war.

Da meine Depression und Angststörung nie behandelt wurden als ich jünger war, war ich es gewohnt mich ständig scheiße zu fühlen. Auf diese Weise entwickelte sich meine Sucht schleichend.

Ich hörte auf zu kiffen als ich etwa 24 oder 25 Jahre alt war, nach ein paar schlaflosen Nächten in denen ich panische Angst vor meinen Nachbarn hatte. Anschließend habe ich mich von

Alkoholismus entwickelt sich anders als die Sucht mit Weed. Alkohol verursacht sowohl eine geistige als auch eine körperliche Abhängigkeit, während die Sucht nach Gras rein mental ist. Die Drogenkultur vernachlässigt es oft diese zu unterscheiden (ein Beispiel: William Burroughs schreibt in seiner Arbeit viel über Sucht, unterscheidet aber nie zwischen psychischen und physischen Abhängigkeiten, obwohl sein Schwerpunkt auf letzterem liegt) Trinken entspannt, besonders nach Anstrengung und ein Kater kann immer mit mehr trinken kuriert werden, so dass mensch nicht wirklich merkt dass mensch eine körperliche Abhängigkeit entwickelt. Aufgrund des rechtlichen Status von Alkohol fühlen sich Trinker_innen auch zu ihrer Gewohnheit berechtigt.

Viele Alkoholiker_innen sind sehr offensichtlich Süchtig, entweder durch Worte oder Taten, oft beides. Sie können sowohl sozial als auch beruflich funktionieren, so dass ihre Sucht nie wirklich problematisiert wird. Gesellschaftlich gesehen sind soziale

Ereignisse schon Grund genug Alkohol zu trinken, was soziale Alkholiker_innen kreiert. Aufgrund des sehr leichten Zugangs zu und der Legalität von Alkohol, sowie durch Gruppenzwang können viele (junge)Menschen eine Sucht entwickeln ohne sich dessen bewusst zu sein.

Alkoholismus ist geistig betäubend.

Selbstmedikation durch Alkoholkonsum ist stigmatisiert, aber häufiger als die Gesellschaft bereit ist zuzugeben. Die Einstellung zu Alkohol in älteren Generationen ist extrem positiv, bis mensch anfängt über Alkoholismus zu reden. Da Trinker_innen ihr Recht auf Trinken bestehen, wird ein Alkoholismus-Vorwurf oft als eine schlimme Beleidigung angesehen. Dies obwohl mensch selbst meistens frei über die eigene Sucht spricht.

Drogenkonsum ist dagegen sozial inakzeptabel.

Das mit dem Drogenkonsum verbundene Stigma ist
sehr konkret. So werden in Subkulturen

Drogenkonsum verherrlicht, was zu den toxischen
Eigenschaften der Drogenkultur führt, die ich

bereits erwähnt habe. Besonders bei Weed, das sehr häufig und leicht verfügbar ist wird oft eine Art Stolz über die Abhängigkeit in Bezug auf die Droge gezeigt.

Ich finde meine vorherigen Beschreibungen tragisch, weil sie Phänomene sind die etwas komplizieren, von denen ich glaube dass sie positive Züge haben. Früher habe ich gerne getrunken wenn ich Musik gemacht, gelesen und geschrieben habe, obwohl mein Gebrauch zu einem bestimmten Zeitpunkt eher als "Ich mag Musik machen, Lesen und Schreiben, während ich trinke" beschrieben werden könnte.

Aus medizinischen Gründen hörte ich vor einigen Monaten auf ganz zu trinken.

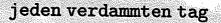
Obwohl die ersten Wochen danach schrecklich waren, vermisse ich es nicht zu trinken. Vor allem die damit zusammenhängenden körperlichen Aspekte.

Allerdings bin ich in den letzten zwei Jahren zum Kiffen zurückgekehrt. Ich werde nicht auf die wissenschaftlichen Details der positiven Auswirkungen von Gras eingehen, aber ich finde es spannend, dass ich als Teenager mich richtig verstanden hatte indem, dass ich damals dachte kiffen sei viel besser für mich als alkohol zu trinken.

Ich habe gelernt Gras vorsichtiger zu dosieren und es hat mir ermöglicht produktiv mit meiner Musik und vor allem mit meinem Schreiben umzugehen, was beide wichtige kreative Kanäle für mich sind.

Die Verfügbarkeit von Weed ist ein offensichtlicher Nachteil. Ich kiffe täglich, in der Regel 3-4 kleine Hits (aka.

Mikrodosierung) pro Tag. Glücklicherweise stehen meine Kontakte normalerweise mit guten Home Growers in Verbindung, die ihr Produkt hauptsächlich an und durch Freund_innen zu fairen Preisen anbieten. Ich habe auch Bücher und Platten gegen Gras getauscht, wenn ich mit befreundeten Sammler_innen zu tun hatte.



von simo

an manchen tagen denke ich kaum an dich an einigen tagen sogar gar nicht. nein, das stimmt nicht. ich würde gerne nicht an dich denken. an den guten tagen wo ich dich eh nicht brauche.

aber ich tue es.
ich denke an dich jeden tag.
mal mehr mal weniger, aber der gedanke ist mein
ständiger begleiter.

manchmal denke ich einfach so an dich.
wie schön es wäre mit dir zeit zu verbringen,
zu chillen, abzuhängen, ne gute zeit haben.
manchmal ist es nur ein kurzer vorbeihuschender
gedanke, ein flüchtiger moment der sehnsucht.

wenn es mir schlecht geht, ich wieder schmerzen habe, mein gedächtnis mich im stich lässt.

wenn ich nicht aus dem bett komme, wenn es wieder richtig schlimm ist da fehlst du mir so sehr.

denn es ist ein selbstgewähltes leiden in diesen momenten ohne dich.

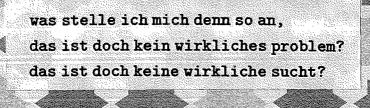
mit dir wäre alles besser.
mit dir war alles besser... oder?

an manchen tagen kommt die erinnerung an dich plözlich.

wenn ich deinen duft erahne beim vorbeigehen, wenn ich deinen namen höre in liedern und gesprächen,

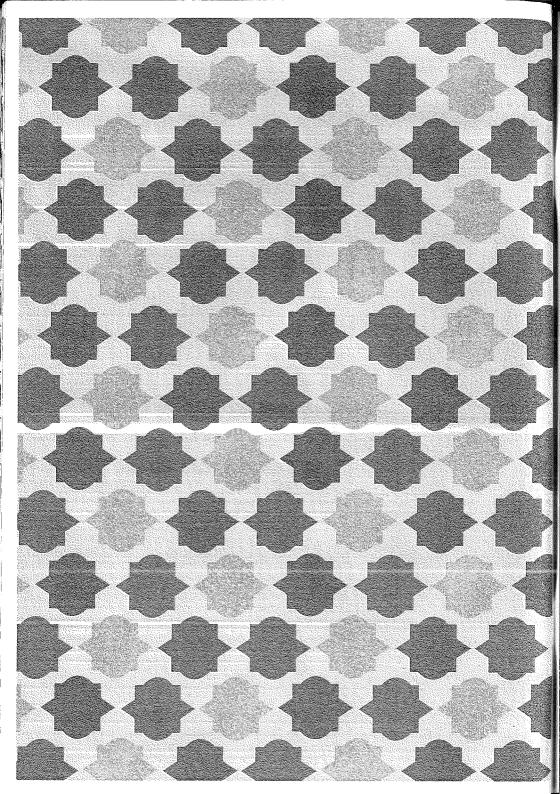
wenn ich mitbekomme was für ne schöne zeit andere leute mit dir haben, und wie du menschen hilfst.

fühle ich mich wie ein loser,
oder noch mehr wie ein loser als so schon.



aber ich weiss wie es mir mit dir ging. ich kann nicht mit dir, also muss ich ohne dich.

oh, mary, j!
bisher sind es sieben jahre.
und ich vermisse dich jeden verdammten tag.



queertrashdistro.org

queertrashdistro@gmail.com

mai 2018